

# Die verlorene Krone.

Roman aus dem Jahre 1866 von Henriette v. Meerheimb.

(6. Fortsetzung.)

Der König blieb die ganze Nacht auf. In seinen Mantel gewickelt, den Kopf auf die zur Faust geballte Hand geküßt, lag er regungslos da.

Der erwartete Angriff der Preußen blieb aus. Statt dessen erschien früh um fünf Uhr ein Parlamentär, der erklärte, General Vogel v. Falkenstein habe jetzt von dem Waffenstillstand Kenntniß bekommen und werde ihn respektiren.

Rammingsen stampfte leicht mit dem Fuß auf bei der unwillkommenen Nachricht. Dieses ewige Hin- und Hergehen der Entscheidung vollerte ihn.

Auch bei den Truppen machte sich eine gewisse Mißstimmung bemerklich. Das thutlose Warten wirkte lähmend. In dieser gewitterschwülen, elektrisch überladenen Luft wäre ein aufklärerischer Blick Erleuchtung gewesen. Neue Befehle wurden ausgegeben. Es hielt schwer, ruhige Besinnung zu behalten bei diesen stets widersprechenden Maßnahmen. An Frieden glaubte doch niemand mehr. Daß es ohne Kampf nicht enden könne, leuchtete jedem ein. Aber die Rollen waren vertauscht, die Stellungen vertauscht.

Die hannoverschen Truppen stiegen am nächsten Tage nicht mehr in der Lage, angreifend vorzugehen, sondern der Feind bereitete sich zum Angriff vor. Bis die Zeit dazu gekommen war, ermüdete er den Gegner.

Der 26. Juni war ein schwüler, drückender Tag. Die hannoversche Armee war ruhelos der Hitze, dem Hunger ausgeleert. An Lebensmitteln gab es nur wenig, und auch das konnte nicht ausgenützt werden, weil die meisten Truppenteile keine Zeit zum Kochen fanden.

Der König hatte mit seinem Gefolge wieder sein Quartier in Langensalza bezogen. Fast den ganzen Tag ging er ruhelos im Zimmer auf und ab. Ungebuldig erwartete er die Antwort aus Berlin, die Rückkehr der ausgesandten Boten, die aber, wie sich später herausstellte, von den Preußen nicht durchgelassen worden waren und unverrichteter Sache umzuwenden mußten, ohne Zweck und Ziel ihrer Reise erreicht zu haben.

Diese erwartungsvolle Spannung im Hauptquartier des Königs verschärfte sich stündlich, so daß alle mit Verzeihung aufnehmen, als am Spätnachmittag noch einmal ein preussischer Parlamentär, Oberst v. Döring, dem König gemeldet wurde.

Georg V. empfing den Offizier stehend. Die Hand leicht auf den Griff seines Säbels geküßt, stand er mitten im Zimmer, durch dessen kleine, im Wei geklappte Fenstereisen die Straßen der rötlich erglühenden Abendsonne fielen.

Neben dem König stand der Kronprinz in seiner reichverzierten Uniform. In seinen jugendlichen Zügen lag erwartungsvolles, fast neuerliches Staunen. Rings um den König gruppierten sich die Herren seiner Umgebung.

Döring, ein hochgewachsener Mann mit ernstem, entschlossenem Gesicht und tiefstehenden grauen Augen unter einer überhängenden Stirn, trat dicht vor den König hin und überreichte ihm ein Schreiben. „Es ist dies die Kommunikation vom 15. Juni“, sagte er kurz und klar, „die Seine Majestät der König von Preußen Eure Majestät noch einmal zustellen läßt zur letzten endgültigen Entscheidung. Nehmen Eure Majestät die damals gestellten Bedingungen jetzt an?“

„Nein!“

Laut und hart fiel im selben Moment wie die Frage, ohne eine Sekunde des Zauderns, die Antwort von des Königs Lippen.

Ein schwüles Schweigen folgte.

„So habe ich nur noch hinzuzufügen, daß der Waffenstillstand hiermit aufgehoben ist und die Feindseligkeiten leinamen werden“, antwortete Oberst v. Döring ernst.

„Die Souveränität meiner Krone muß ich für mein Haus unangestastet erhalten. Abzuziehen lasse ich mich nicht.“

Der König wandte sich mit diesen Worten ab. Seine zuckenden Finger tasteten nach der Hand des Sohnes.

Oberst v. Döring verbeugte sich und wendete sich zum Gehen.

Graf Hallermund ging ihm rasch nach. „Würde eine Annahme der Bedingungen wirklich nach etwas ändern haben?“ fragte er leise.

Oberst v. Döring schüttelte den Kopf. „Die Lage würde sich voraussichtlich zu Gunsten Hannovers ändern haben“, erklärte er gelassen, „obgleich General Vogel v. Falkenstein seine Avantgarde zum Angriff bereit hält.“

Er grüßte kumm und ging den Flur hinunter. Von vierzehn keine Spuren, der Säbel hing kaltstahl auf. Unten auf dem Hof salutierte der Pöbel.

Graf Hallermund sah dem Fortreitenden eine Weile nach. Sein Mund zuckte, auf seiner Stirn stand kalter Schweiß, als er in das Zimmer des Königs zurückging.

Diesem fand er dagegen völlig gelassen, von unerschütterter Zuversicht, auch mit diesem leichten „Nein“ das einzig Richtige geantwortet zu haben. Der König blieb auch trotz Hallermunds Zureden hartnäckig dabei, sei seine heilige Pflicht, an seinen Souveränitätsrechten unerschütterlich festzuhalten; um den Preis einer Schwächung derselben dürfe er keinen Gefahr ausweichen. Graf Hallermund konnte in diesen Worten nur die Bestimmung zu seinen früheren so oft selbstgefällig vorgetragenen eigenen Behauptung finden, aber heute in der anderen Beleuchtung, die über allen Vorkängen durch Preußens zielbewusstes, entschlossenes Vorgehen lag, kamen ihm doch Zweifel an der Richtigkeit dieser Ansichten. Imponierte ihm des Gegners ruhige Sicherheit, oder wurde er nervös gemacht durch das zaudernde Hin- und Herschleichen der hannoverschen Armee, wurde er miktrauisch gegen deren Führer? Ihm war, als ob der Boden langsam unter seinen Füßen fortglitte und er ins Leere, Ungewisses hineinfiel.

Nur noch wie im Traum hörte er die laut durcheinandergehenden Stimmen um sich herum. Die Nacht versing ihm und wohl auch allen anderen Bewohnern des Schlosses schlaflos. Die formwählenden Tommen und gendenden Ordonnanzgen genügten mit ihren schweren Tritten, unter denen die wackeligen Treppen zitterten um jeden Schritt zu verschieben. Selbst wenn die martelnden Gedanken den Minister nicht wach gehalten hätten.

Bei Tagesanbruch wurde von den Vorposten eine stärkere Bewegung der preussischen Armee gemeldet, die auf einen beabsichtigten Angriff schließen ließ. Der König befahl sofort den Aufbruch.

Das auf einer sanft ansteigenden Höhe gelegene Dorf Thamsbrügge war schnell erreicht. Im Pfarrhause wurde Quartier genommen. Auf dem Hof raschte eine breitflügelige Linde. Die einfache Holzbank darunter stand im kühlen Schatten.

Der König ließ sich dort nieder. Der Kronprinz nahm neben ihm Platz. Für die übrigen Herren wurden schnell Stühle und Schemel von der Waga herbeigebracht. Die kleine freundliche Pfarrersfrau mußte nicht aus noch ein vor Verlegenheit, zu so früher Stunde solche hohen Gäste bewirthen zu sollen. Aber endlich stand denn doch ein ländliches Frühstück auf dem sauberen geschuerten Tisch. Milch, Brot, Schinken und Eier. Die Herren langten ordentlich zu. Der Ritter in der Morgenhülle, die schlaflose Nacht hatten Hunger gemacht, und man konnte nicht wissen, ob es heute noch etwas zu essen gab. Vorzüglich schob der Oberstallmeister v. Huebner einen Borrath hartgekochter Eier für den König und den Kronprinzen in seine dadurch weit absehbenden Rocktaschen.

Rammingsen brachte kaum einige Bissen herunter. Er sah auf seinem dreieckigen Schemel, mit dem Rücken gegen den Lindenstamm gelehnt, und sah mit halbgeschlossenen Augen blinzelnd in das grüne Laub.

Um die goldenen Blüten summten die Bienen eintönig.

Der Lindenblütenduft zauberte ihm wieder den letzten Abend von Herrenhausen vor die Seele. In Prinzess Frederikes Haar lag damals solch goldgelber Blütentrunk, der Duft umschmeichelte ihn wie hier.

Ein dumpfer, lang nachhallender Ton unterbrach die friedliche Morgenstille.

Der König fuhr auf. „Das war der erste Schuß! Die Preußen greifen an! Rammingsen, die Pferde vor!“

Die Herren stürzten fort. In wenigen Minuten brachten die Ordonnanzgen die Pferde. Rammingsen hielt dem König den Bügel. Georg V. hob schon den Fuß, als ein Rittmeister auf den Hof geeilt kam und den König zu sprechen verlangte.

„Was giebt's?“ fragte Georg V. hastig und zog seinen Fuß wieder zurück.

„Majestät, General v. Arrentschild bittet um die Vollmacht, kapituliren zu dürfen, wenn er das für erforderlich hält.“

Rammingsen rief das Pferd des Königs vor Entsetzen über diese Bitte beim Beginn einer Schlacht so heftig an Bügel, daß der Schimmel sich unwillig bäumte.

Mit finstern Gesicht blickte der König die Meldung an. „Reiten Sie sofort zu dem General zurück“, befohl er laut und scharf, „und lassen Sie, ich befehle ihm, sich gegen den preussischen Angriff zu vertheidigen — bis auf den letzten Mann.“ — Wenden wie auf, meine Herren!“

Der König schwang sich in den Sattel.

„Nehmen Sie mich auf einen Platz, von dem aus die Truppen mich von allen Seiten sehen können“, wandte er sich an seinen Generaladjutanten.

„Sie können ja die Auffstellung unserer Truppen.“

„Vorwärts! ains! in langsamem Galopp in den heutigen Sommerer-

gen hinein. Rammingsen hielt das Pferd des Königs am Leiffel.

Auf einer weißlich sichtbaren Höhe wurde gehalten.

„Majestät, hier können wir leicht für eine Kavallerieabtheilung gehalten werden und das Ziel feindlichen Granatfeuers werden“, warnte der Kriegsminister.

„Gleichwohl“, antwortete der König unerschrocken, „ich will, daß die Soldaten mich sehen.“

Und wer ihn so halten sah, diesen ewig langen, glühendheißen Sommer tag hindurch, dem blieb der Anblick ewig unergänzlich. Gegen den klaffen Hintergrund sahgelber Helder, über denen ein maitgetönter Himmel hing, hob sich die dunkle, schlanke Gestalt des Königs auf dem silbernen schimmernden Schimmel scharf ab. Stumm, unbeweglich, ungerührt durch den zuckenden Schlag der Granaten, sah er ruhig im Sattel. Nur durch das Geseh vermochte er von dem um ihn herum tobenden Schlacht Eindring zu empfangen. Unfähig, selber einzugreifen, befehle ihn nur der ewig schließende Wunsch, seine Pflicht als Kriegsherr zu erfüllen, seinen Truppen durch den Anblick ihres Königs Muth zu machen.

„Können die Soldaten mich auch sehen?“

Immer wieder kam diese ergreifende Frage von seinen bald durch die mittellose brennende Sonne trocken aufspritzenden Lippen.

Die Umgebung berichtete dem König unaufhörlich alles, was sie von ihrem Standpunkt aus von dem Fortgang der Schlacht sehen konnte. Die Nebungen liefen immer spärlicher ein, gegen Mittag hörten sie ganz auf.

Es schien, als ob General v. Arrentschild die Leitung über die Bewegungen seiner Truppen, die von dem ungestümen Feuer der jungen Offiziere rüchloslos weitergerissen wurden, verloren hätte.

Das Vorwärtsdrängen der hannoverschen Armee und die Rückwärtsbewegung der Preußen wurde immer deutlicher. Um sechs Uhr Nachmittags war die Schlacht entschieden.

Der Generaladjutant kam auf seinem erschöpften Pferde zum König herangejagt.

„Sieg, Majestät — Sieg!“ schrie er schon von weitem. Sein bräunliches Gesicht war mit Schweiß bedeckt, die Augen leuchteten.

König Georg wollte antworten, aber im ersten Augenblick versagte ihm die Sprache. Rammingsen hielt ihm schnell einen Kelch mit Wein an die Lippen. Der König trank hastig.

„Ich danke Gott für diesen Sieg“, sagte er dann gerührt. „Ich bin stolz auf meine vortreffliche Armee und fühle mich ihr zu unaussprechlichem Dank verpflichtet.“

„Woher befehlen Euer Majestät zu reiten?“ fragte Rammingsen.

„Über das Schlachtfeld — nach Langensalza zurück.“

Ein entsetzlicher Ritt! Überall sahen oft arauka verärrimmelte Leiden herum, deren starr, wie entsetzt aufgerichteten Augen in die verallühende Sonne sahen. Reiterlose Pferde jagten über das Feld, andere wälzten sich in schrecklichem Lodeskamp auf Boden.

Das Pferd des Königs trat in große Blutlachen, das weiße Fell des schönen Thieres war bald von rothen Blutspuren besetzt.

Vielleicht war in dieser Stunde die Blindheit ein Glück für den König. Sein weiches Herz würde Kolterqualen bei diesen entsetzlichen Bildern gelitten haben. Der junge Kronprinz hielt sich nur noch mühsam im Sattel. Sein Gesicht sah grauweiß und verzerrt aus. Eine pönsliche Liebelkeit schüttelte ihn bei diesem Anblick der zahllosen Todten und Verwundeten, auf deren Stend die Sonne immer noch in rosigem Schein herunterleuchtete. Die ganze Luft war wie erfüllt von Klagen und Stöhnen.

Der Kriegsminister v. Brandis wandte sich selbst, verfallenes Gesicht mit den tief eingesunkenen Augen dem Generaladjutanten zu. „Wir haben alles geiebt. Aber was wird nun aus uns werden? Haben wir noch Truppen genug, um die Preußen, die sich rasch sammeln werden, noch einmal zu schlagen?“

„Nein.“ Die Antwort des Generaladjutanten klang bedrückend. „Die Truppen bedürfen dringend der Ruhe, denn sie sind zum Tode erschöpft. Munition und Verpflegung fehlt auch.“

„Also was wird geschehen?“ wiederholte der Kriegsminister ungeduldig.

Der Getraute schwieg.

Brandis sah ihn scharf von der Seite an. „Wissen wir trotz der gewonnenen Schlacht kapituliren?“

Rur Mächta, kaum vernehmlich klang die banale Frage an des Generaladjutanten Ohr.

Der letzte Humm den Kopf. Sein schmerzlicher Blick trat die Holt und aufrecht vor ihm herrschende Gehalt des Königs, von dessen Haupt heute trüb der schwer erzwungenen Sieges die Wellenfrone herabgalliten war.

Der rotte Abendhimmel hina blieben und Luthia über der Gegend. Eine schmale, indistincte Stimmung drehte sich über dem verlassenen Schlachtfeld aus.

9. Kapitel.

Wie aufstrebend waren die Straßen von Hannover. Auch die hoch belebte Herrenhäuser Allee blühte. Die Linden waren verblüht, und die Büume liehen, von der arben die verrotten, über Zweige hängen. Den Boden bedeckte der keine Gold-

staub der verwehten Blüten. Ein paar Kinder spielten am Begrande und schwenkten ihre gelbweißen Fähnchen, als sie des Wagens anständig warteten, der eben in die Allee einbog.

Erzelenz Heubner nicht den Kindern im Vorüberfahren zu. „Ein unschuldiger Patriotismus, den die Preußen wohl bilden werden“, sagte er nicht ohne Bitterkeit zu seinem Begleiter.

Rammingsen, der ebenfalls wie Heubner Civilkleider trug, nicht stimmig. Er schien kein Wort hervorzubringen zu können, während Heubner seinen zurückgedrängten Gefühlen augenscheinlich Luft machen mußte.

„Haben Sie bemerkt, wie anders Hannover aussieht? Kein Mensch, den man kennt, läßt sich auf der Straße sehen! Freilich die Hannoveraner bleiben jetzt alle am liebsten in ihren Häusern, seitdem in unseren Kasernen nur noch preussische Truppen liegen. Und doch glaubt noch keiner an die schreckliche Wahrheit, daß das Königreich Hannover Preußen einverleibt werden soll. Alle hoffen, daß dieser Zustand ein vorübergehender sein wird und wir unter Preußens Oberhoheit doch gewissermaßen unsere Selbstständigkeit behalten werden.“

„Dazu würde König Georg sich nie entschließen“, entgegnete Rammingsen ernst. „Für seine Natur giebt's keine solchen Kompromisse.“

„Er hat aber doch zu Gunsten des Kronprinzen verjähren wollen“, warf Heubner wie entschuldigend ein.

„Auch das wies Preußen ab. Herr v. Bismard hat nicht einmal unsere Vorschläge entgegengenommen wollen. Ich gebe ja zu, daß Preußen in einer gewissen Zwangslage handelt, denn es kann uns als feindliche Macht nicht in seinem Rücken dulden, und hat jedes Vertrauen zu unserer Politik verloren, vielleicht auch wirklich verlieren müssen.“

„Sachsen bleibt doch trotz aller Feindseligkeiten ein selbstständiges Königreich.“

„Ja, weil Frankreich das entscheidende verlanste. Nur für uns rührt niemand einen Finger.“

„Warum ging der König auch gleich nach Wien!“ fragte Rammingsen.

Graf Hallermund ist nicht von seiner fixen Idee zu beiten, daß Oesterreich allein Hannover helfen kann. Und wie ich aus besser Quelle erfahre, war der Empfang in Wien zwar persönlich herzlich, aber über Politik spricht der Kaiser keine Silbe. Rußland und England, an die wir uns hilfesuchend wandten, zuden bedauernd die Achseln. Nein, wir sind und bleiben ganz allein auf uns angewiesen — das müssen wir einsehen.“

Heubner beugte sich vor. Das neuerbaute Schloß des Königs am Eingang der Herrenhäuser Allee, welches an Stelle des alten Stadtschlosses in Hannover für größere Festlichkeiten errichtet worden war, nahte sich seiner Vollendung. Die letzten Arbeiten daran waren freilich vorläufig eingestellt, aber die breite Fassade lag schon statisch da. Auf dem Hof des Schlosses stand lebensgroß in Erz gegossen das springende Pferd der Welfen.

„Fast ist's vollendet.“ Rammingsen deutete auf den statlichen Bau. „Und wahrscheinlich wird der König nie darin wohnen.“

Heubner nicht trübe. „Nehmen Sie zu!“ herrschte Rammingsen den Ruffiker an, als der, weil er glaubte, die Herren wollten den Bau eingehender besehen, seine Säule in gemächlichem Schritt fallen ließ.

Der Ruffiker blieb auf die Pferde ein. In schlanter Trab ging's weiter, die Allee hinunter, bis vor das langgestreckte gelbe Schloß von Herrenhausen, das wie verträumt mit seinen geschlossenen grünen Läden in dem rotendulenden Part lag.

Breite Sonnenstrahlen fielen über die Freitreppe, die vom Garten aus von beiden Seiten steil zum Schloß hinaufführte. Ein schmerzliches Erinnern durchdrachte Rammingsen. Wie oft hatte er die reizenden Gestalten der Prinzessinnen diese zwei Treppen hinunterlaufen sehen; unten angekommen, begrüßten sie sich dann vor der feineren Sonnenuhr mit tiefen, nestlichen Knicken.

Vorüber — vorbei.

Seine Schildwache stand heute mehr vor der Thür. Die Hannoveraner durften nicht mehr auf Wache ziehen, und preussische Posten hatte sich die Königin verboten.

Ein Kammerherr empfing die Ankommenden in der Vorhalle. Sie wechselten einen kummenden Handdruck, dann führte er sie lautlos durch die dämmerigen Gänge. Al und zu Stahl sah ein Sonnenstrahl durch das grüne Goldgitter der Läden und spielte mit goldenen Lichtern in der schrägen Wolle seiner Stäubchen, die vor den Fenstern klimmerte.

Rammingsens Herz schlug laut und schwer. Der alte Heubner ließ den Armen aufgeregt durch die zuckenden Balkenlägel. Sein Mund war trampfhaft zusammengepreßt.

„Auf Befehl Ihrer Majestät verlasse ich die Herren hier“, sagte der Kammerherr.

Er klopfte leise an die weiß-goldene Schieletür, die er lautlos zurückließ. Unmittelbar darauf klangen Heubner und Rammingsen im Salon der Königin, vor der sie sich tief verbeugten.

Die Königin Marie reichte jedem der Herren eine ihrer schmalen weißen Hände hin. Die beiden Prinzeßinnen hatten etwas hinter ihr. Alle drei trugen tiefe Trauer. Das blonde

Haar der Königin war in diesen wenigen Wochen ergraut. Der schwarze Schleier gab ihr etwas Nonnenartiges; sie sah aus wie eine um den Tod ihrer Söhne tieftrauernde Mutter. Ihre Haltung war gebeugt, als ob die Last des Unglücks zu schwer für ihre Schultern sei. Prinzess Frederike dagegen hielt immer noch mit der ihr eigenen unerschütterlichen stolzen Haltung den braunlockigen Kopf ein wenig in den Nacken geworfen. Jede Gebärde, jede Miene ihres schönen Gesichtes drückte Protest aus gegen das graufame Geschick das Land und Haus der Welfen zerschmettert hatte.

„Nehmen Sie Platz“, sagte die Königin leise. Auch ihre Stimme hatte den vollen Ton verloren, wie von unzähligen Thränen erstickt! Lang ihre Sprache. „Sie werden beide müde sein von der Reise. Der König sendet Sie mir mit Nachrichten?“

„Zu Befehl, Majestät“, antwortete Rammingsen nach längerer Pause, denn Heubner sah vornübergebeugt und in sich zusammengefallen auf seinem ihm angewiesenen Stuhl und schwieb. Die Hände hielt er vor sich auf den Knien gefaltet. Seine Finger preßte er so fest ineinander, daß die Knöchel der braunrothen Hand ganz weiß wurden.

„Der König läßt bitten“, fuhr Rammingsen fort, „daß Eure Majestät und die Prinzessinnen sobald wie möglich Herrenhausen verlassen und nach der Marienburg übersiedeln möchten. Seine Majestät fruchtet die schmerzlichen Einbrüche und auch sonstige Unannehmlichkeiten in Hannover. Schloß Marienburg ist Privatbesitz Eurer Majestät und deshalb unantastbar.“

„Also aus unserer eigenen Residenz werden wir ausgewiesen!“ Die Farbe kam und ging auf Prinzess Frederikes Gesicht. „Erspart uns denn das Schicksal seine Demüthigung?“

„Prinzess Marie sah sich verwirrt um. „Mama — Herrenhausen, unser schönes, liebes Herrenhausen, gehört uns nicht mehr?“

Die kindliche Frage wirkte erschütternd. Die Königin streichelte zärtlich das blasse Gesicht ihrer jüngsten Tochter. „Der König hat recht“, sagte sie dann ruhig. „Es ist besser, wenn wir abziehen. Ich kann, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, über keine Rücksichtslosigkeit des Siegers klagen, aber es ist wahr, jede preussische Maßnahme in Hannover ist ein Dolchstoß, eine Demüthigung für uns.“

Der alte Heubner richtete sich auf. Er wollte etwas entgegnen, aber mit Er wollte etwas entgegnen, aber mit der Selbstbeherrschung. Er warf sich in seinen Sessel zurück, die geballten Hände an die Augen gedrückt, schluchzte er schluchzend vor sich hin.

„Erzelenz — um Gottes willen, Erzelenz, nehmen Sie sich zusammen!“ bat Rammingsen. Er beugte sich zu dem laut schluchzenden alten Mann, „Nehmen Sie sich ein Beispiel an Ihrer Majestät. Was soll die Königin von Ihnen denken?“

Aber kein Zureden, kein Mahnen half. In der peinlichen Stille wirkte das stoßweise, trampfhafte Schluchzen nervenzerschneidend. Die Königin wurde noch blässer. Der Jammer des alten treuen Dieners zerriff so ihren das Herz, das schon aus so vielen Wunden blutete.

„Verzeihen, Majestät!“ stotterte Heubner endlich. Er ließ die Hände sinken. Sein ganz von Thränen überströmtes Gesicht mit den gerötheten Augen sah die Königin bittend an.

Sie reichte ihm stumm die Hand hin, die Heubner in dieser Bewegung an seine Lippen preßte.

„Ich kann es nicht ertragen!“ stieß er in schmerzlichem Jörn zwischen den Zähnen hervor. „Mein König, mein armer König — abgeleht, vertrieben! Warum — warum mußte das alles so kommen?“

„Ja, hier konnte das nu geschehen.“ Prinzess Frederike richtete ihre großen dunklen Augen in leidenschaftlicher Anklage auf Rammingsens ernstes Gesicht. „Wir regten doch bei Langensalza! Unsere Armee hat sich heldenmüthig geschlagen!“

„Das hat sie!“ bestritt die junge Offizier stolz. „Die Soldaten fochten wie die Löwen angefaßt ih-

res geliebten Königs. Nein — die Truppen trifft keine Schuld.“

„Und die Offiziere?“

„Die jüngeren Offiziere bewieseren gleichen Heldenmuth.“

„Aber die Führer?“

Rammingsen senkte den Blick zu Boden. „Es steht mir nicht zu, ein Urtheil zu fällen“, wich er zögernd aus.

„Aber ich wage es, meine Meinung zu sagen.“ Der alte Heubner wippte sich mit dem Handrücken über die nasen Augen. „Am Abend der Schlacht fuhr Seine Majestät mit mir im offenen Wagen durch die Stadt. Jubelnd drängten sich die Truppen aus allen Vorstädten und Quartieren, durch die wir kamen, heran, um ihren König zu sehen. Keine Spur von Ermüdung war an ihnen zu bemerken. Alle verlangten stürmisch, nochmal gegen den Feind geführt zu werden. — Hab' ich nicht recht, Rammingsen? Sie sahen ja mit Wohlthat hinter uns her.“

„Jawohl, Erzelenz, auch ich hatte den Eindruck, daß wir sofort weitermarschiren konnten, um in Gilmärschen die Bundestruppen zu erreichen. Bereits in den nächsten Tagen würde uns dies dann durch die Preußen unmöglich gemacht.“

Warum unterließ der Weitermarsch?“ fragte die Königin lebhaft. „Weil alle höheren Führer und der Generalstabschef bei der Berathung, die am Abend des Schlachttages stattfand, dem König einmüthig auf ihren Eid erklärten, die Truppen seien zu Tode erschöpft, und die Munition verbraucht, die Arme müsse Ruhe haben und könne nicht noch einmal gegen die Preußen kämpfen. Der Kronprinz ist zu jung, und Seine Majestät ist durch sein Unfall nicht im Stande, selbst zu entscheiden. Wir haben daher um Waffenstillstand, den aber der inzwischen herangerückte General Vogel v. Falkenstein ablehnte, da er, weil einmal Blut geflossen sei, mit der hannoverschen Armee nur noch über die Kapitulation verhandeln könne.“

Das war bitter für unsere Soldaten“, fiel Rammingsen erregt ein. „Dem Feinde, den sie eben erst besiegt hatten, mußten sie sich nun bedingungslos unterwerfen.“

„Wie nahmen die Truppen die Nachricht auf?“

Als die Soldaten erfuhren, daß die ruhmreiche Armee, der sie mit Stolz angehört hatten, aufgelöst werden sollte, daß sie ihre Fahnen, Waffen, Pferde dem Feinde übergeben müßten, da gerieten alle in eine unbeschreibliche Aufregung. Dieser Ausgang war den einfachen Köpfen unbegreiflich. Alle Bande der Disziplin drohen sich zu lösen. Viele hingen ihre Leiber an die Gewehrpyramiden, stießen ihre Köpfe auf die Bajonette und warfen sich verzweifelt auf den Boden nieder. Andere hielten laute Reden, denen niemand zuhörte. Auch die Besten vergaßen die gewohnten Formen. Bärtige Männer liefen wie von Angst gefoltert zuckend hin und her, bis es endlich den ersten Ermahnungen ihrer bisherigen Vorgesetzten gelang, die Ordnung einigermaßen herzustellen. Kann man sich wundern, daß diese einfachen Leute die Vorgänge nicht begreifen können, denen wir alle noch rathlos gegenübersehen?“

„Der beste Trost in unserem Unglück ist uns die Liebe unseres Volkes“, sagte die Königin weich. „Von allen Seiten, vom Adel, von Bürgern und Bauern, werden uns täglich Beweise der Treue und Sympathie entgegengebracht.“

„Wie könnte das auch anders sein!“ rief Rammingsen.

„Wie gedenken Sie Ihre Zukunft zu gestalten, Herr v. Rammingsen?“ fragte die Königin theilnehmend. „Nehmen Sie zu Ihrem Regiment zurück — ach, ich sage noch immer so, ich kann mich noch nicht daran gewöhnen, daß wir keine Armee, keine Regimenter mehr besitzen!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Phonograph ist immer noch erträglich als schwaghafte Menschen; man kann wenigstens das Unterhaltungsthemata wechseln, was bei diesen schlechterdings unmöglich ist.

Widerstandnis.



Widerstandnis: Demuth — Reut: Rüdorf. — Waidmeißer: Bildb. verhältniß — Reut: Rüdorf.